



Hultin, Jeremy F.

The Ethics of Obscene Speech in Early Christianity and Its Environment

Supplements to Novum Testamentum 128

Leiden: Brill, 2008. Pp. xxii + 282. Hardcover. \$177.00. ISBN 9004168036.

Stephan Witetschek
Universität Regensburg
Regensburg, Germany

„Das sagt man nicht.“ „Darüber spricht man nicht.“ Die meisten Gesellschaften kennen sprachliche Tabus und haben klare Standards dafür, was „unter der Gürtellinie“ ist, und wohl jede Erziehung hat mit Kraftausdrücken und ähnlichem zu kämpfen. Das gilt für die Gegenwart ebenso wie für die Antike. Im Hinblick auf das frühe Christentum und seine Umwelt hat sich Jeremy F. Hultin, jetzt Assistant Professor für Neues Testament an der Yale Divinity School, dieses Themas angenommen. Das hier zu besprechende Buch ist die überarbeitete Fassung seiner Dissertation, die er an der Yale University unter der Betreuung von Dale B. Martin und Harold W. Attridge angefertigt hat.

Das erste Kapitel ist „A Survey of Foul Language in the Ancient World“ (1–65). Nach einigen grundsätzlichen Überlegungen zum Phänomen ordinärer bzw. obszöner Ausdrucksweise und einem geradezu obligatorischen Seitenblick auf einschlägige Stellungnahmen von Platon Aristoteles (beide wollten im Idealstaat keine verbalen Entgleisungen dulden) wendet sich Hultin der Beleidigung als Straftatbestand zu. Sodann skizziert er einige Felder, auf denen in der Antike derbe, ja obszöne Rede belegt ist: Religiöse Rituale (vor allem die Demeter-Mysterien), die (Alte) Komödie mit dem Kronzeugen Aristophanes (ab der Mittleren Komödie wurde die Sprache des Theaters

zurückhaltender), komische Darstellungsformen späterer Zeit, sowie Epigramme/Graffiti und erotische Literatur. Dieses Kapitel ist insofern lehrreich, als Hultin nicht nur Quellenmaterial zusammenstellt, sondern auch nach der Funktion (bzw. den Funktionen) obszöner Sprache fragt.

Das zweite Kapitel (67–111) handelt von einer speziellen Funktion obszöner Ausdrucksweise: Sie kann zur Selbstdefinition einer Gruppe beitragen—wer auf eine bestimmte Weise redet, gehört dazu. Das beste Beispiel dafür sind, wie Hultin herausarbeitet, die Kyniker, für die der Gebrauch von Euphemismen als widernatürlich galt; der Natur gemäß war es hingegen, sämtliche Körperteile und Körperfunktionen beim Namen zu nennen. Komplizierter war die Position der Stoa: Die frühen Stoiker wie Zenon und Chrysisippos scheinen in dieser Frage einen eher kynischen Standpunkt eingenommen zu haben, doch seit dem 2. Jahrhundert v. Chr. wurde es in der Stoa zunehmend üblich, den gesellschaftlichen Konventionen zu folgen und sich einer „zivilisierteren“ Ausdrucksweise zu befleißigen.

Im dritten Kapitel (113–54) befasst sich Hultin speziell mit ordinärer oder obszöner Sprache im Alten und Neuen Testamen—bzw. in „Jewish Scripture and Earliest Christianity“. Er unternimmt dabei einen Streifzug von den alttestamentlichen Propheten (vor allem die drastische Polemik im Ezechielbuch scheint den Auslegern immer wieder Schwierigkeiten zu bereiten) über die Weisheitsliteratur und vor allem Ben Sira (der zu diesem Thema wenig Konkretes zu sagen weiß) zu Jesus (von dem—trotz Mk 7,15 und Mt 5,22—kein ausdrückliches Wort über obszöne Sprache überliefert ist) und weiter zum Jakobusbrief (wo eher allgemein vor der eigenen Zunge gewarnt wird), zur Didache (wo in 3,3 obszöne Sprache zum „Weg des Todes“ gehört und zum Ehebruch führt) und schließlich zu Paulus: Dabei interessiert sich Hultin vor allem für zwei Stellen: In Gal 5,12 ist die rhetorische Aufforderung an die Gegner, sich doch gleich kastrieren zu lassen, nicht zu beschönigen; Paulus kämpft hier in der Tat mit harten Bandagen und setzt gewissermaßen die Maske des heidnischen Spötters auf. In Phil 3,8 ist hingegen der Ausdruck *σκύβαλα*, mit dem Paulus seine vorchristliche Vergangenheit belegt, nicht so deutlich der Fäkalsprache zuzuordnen, wie das oft angenommen wird; man könnte ihn im Deutschen auch mit „Müll“ oder „Mist“ wiedergeben.

Das vierte Kapitel (155–213) konzentriert sich schließlich auf den Kolosser- und den Epheserbrief, genauer auf Kol 3,8; 4,6; Eph 5,13–14. Hultin gelingt es dabei, eine fundamentale Differenz zwischen den beiden Texten herauszuarbeiten: Gewiss wird in beiden Schreiben leichtfertige bzw. ordinäre Rede abgelehnt. Im Kolosserbrief geschieht das jedoch im Interesse der Außenwirkung: Damit Christen auf ihre Umwelt attraktiv wirken, soll das, was sie sagen, interessant, witzig, oder, wie es in 4,6 heißt, „mit Salz gewürzt“ sein. Im Epheserbrief steht hingegen die Heiligkeit der Gemeinde im

Mittelpunkt. Wenn die Gemeinde der Ort der Gegenwart Gottes ist, dann verbietet sich in ihrem Rahmen jede lockere Ausdrucksweise (auch der in Kol 4,6 so geschätzte Esprit), ja sogar die bloße Erwähnung heidnischer Praktiken (5,3). Heuristisch hilfreich ist hier, dass Hultin zum Vergleich die „Sektenregel“ aus Qumran (1QS) heranzieht, die ebenfalls großen Wert auf die Sprache der Mitglieder legt. Der Autor und die Adressaten des Epheserbriefes waren nicht, wie die Qumran-Leute, räumlich von der als böse empfundenen Umwelt getrennt; so musste die Sprache noch in viel stärkerem Maße als Unterscheidungsmerkmal dienen.

Der Durchgang durch das frühe Christentum schließt mit einem Kapitel über Clemens von Alexandria (215–34), der sich in seinem *Paidagogos* verschiedentlich über unschickliche Ausdrucksweise äußert. Für Clemens ist dabei von Bedeutung, dass Christen sich als die Anhänger der besten Philosophie erweisen. In Paed. 2.52.2 stellt er zwar zusammenfassend fest, dass die Bezeichnungen der Geschlechtsorgane oder des Geschlechtsverkehrs nicht in sich verwerflich sind, aber er hält dennoch fest, dass darüber nicht zu sprechen ist, weil Anzüglichkeiten in der Sprache auch zu tatsächlicher Unzucht führen. Hultin schließt dieses Kapitel mit einer instruktiven Gegenüberstellung von Clemens und dem Epheserbrief ab: Während in letzterem die Warnung vor obszöner Ausdrucksweise sich durch die Heiligkeit der Gemeinde als Ort der Gegenwart Gottes begründet, steht bei ersterem die Außenwirkung im Vordergrund: „Clement seeks to inculcate a sense of dignity and chastity. His angelic life is the life of a high-minded philosopher, whose every move, gesture, and word express nobility and self-mastery.“

In den „Conclusions“ (235–39) fasst Hultin die Ergebnisse der Arbeit zusammen und stellt zudem fest, dass obszöne Sprache in der frühchristlichen Literatur nicht eigentlich thematisiert wird; hier ist wohl ein gewisser gesellschaftlicher Konsens vorauszusetzen. Interessant, aber mit den uns bekannten Quellen nicht zu beantworten ist die Frage, die Hultin ganz am Schluss aufwirft: Wie verhielten sich christliche Sklaven oder Freigelassene, wenn sie etwa anzügliche Gedichte vorzutragen oder einen politischen Gegner ihres Herrn zu beschimpfen hatten?

Der Band schließt mit einer Bibliographie (241–60) und einem Quellenregister (261–79).

Mit Hultins Studie liegt eine relativ problembewusste, aber auch kurzweilig geschriebene Arbeit zu einem sehr interessanten Thema vor. Das Ergebnis ist leider ein negatives: Eine distinkte „Ethik der obszönen Rede“ ist für das frühe Christentum nicht namhaft zu machen. Zuweilen mag man sich allerdings fragen, wie die einzelnen Kapitel zusammenhängen bzw. wo der fachliche Schwerpunkt der Arbeit liegt; zu fragen wäre auch, ob die von Hultin häufig verwendete Kategorie „foul language“ nicht zu weit gefasst ist. Man wird diese Studie wohl besser als eine Art kulturgeschichtlichen Survey verstehen,

in den Hultin mancherlei wertvolle Gedanken und Beobachtungen zu verschiedenen Themen einbringt. Für diese Beobachtungen wird man Hultins Buch gern zur Hand nehmen.